



So gehören wir dazu

Gemeinsames Leben im Quartier und Nachbarschaft

Vortrag von Colette Rymann

Als ich diesen Titel bekam, wurde mir bewusst, dass dieser Ausspruch für mich nicht einfach zu beantworten ist. Betraf er doch Menschen mit Beeinträchtigung, welche in Institutionen wie dem Wagerenhof oder dem Werkheim leben und arbeiten.

Auf jeden Fall war mir nicht klar, wie sie über Nachbarschaft und Quartier denken, wie sie diese Begriffe verstehen und was für sie von Bedeutung ist.

Zählen nicht die Menschen, mit welchen man tagtäglich zusammen lebt mehr? Entsteht die soziale Verbundenheit im Daheim? Dort wo ich lebe?

So machte ich mich auf die Suche nach der Bedeutung des Zusammenlebens im Quartier und in der Nachbarschaft. Dabei fand ich interessante Aussagen, welche auch auf Sie und mich, auf uns alle zutreffen können.

Vom Wünschen

Ich beginne mit dem Wünschen.

2015 organisierten wir hier in der Institution einen Teilhabe Workshop zum Thema «was isch für mis Läbe wichtig», wir wollten herausfinden, was für die Zukunft bedacht werden soll, damit sich die Bewohnerinnen und Bewohner hier wohl fühlen.

Überrascht hat mich, dass sich die Bewohnerinnen weniger an Innenräumen und Umgebungsgestaltung interessiert zeigten. Sie sprachen, zeichneten und musizierten davon, dass ihnen der soziale Kontakt, die Begegnung, auch ausserhalb des Wagerenhofs ein grosses Bedürfnis ist. Sie möchten, dass Menschen sie besuchen, sie kennen lernen und letztendlich Freunde oder Kollegen werden.



Ich lese ihnen ein Zitat von Christa, eine Bewohnerin, vor:

ig schaffe gärn im Huushalt

ig bin gern mit dä Mönshen zäme,

irä richtigä Gmeinschaft.

Ig hans gärn, wenn d' Lüüt vo Uschter do härä chömet.

Wänn si chöme choch luegä was mir do machet, mit dene chasch ä chli redä und äso lernsch sie de kenne.

Zur Wirklichkeit

Wenn das Bedürfnis nach Kontakt und Verbundenheit so gross ist, wie lässt sich dies ermöglichen?

30 Bewohnerinnen und Bewohner der Stiftung Wagerenhof besuchen in den Gemeinden Uster und Wetzikon Freizeitangebote in Tanz, Singen, Schwimmen, Reiten oder Ballsport. Die Angebote werden professionell von Insieme und Vereinigung Cerebral Schweiz angeboten und organisiert.

Mitglied in einem Verein ist je ein Teilnehmer im Fussballclub Greifensee, Unihockey Wallisellen, und in der Pfadi. Vereinzelt nehmen sie an Tanz- oder Fitnessstunden in inklusiven Angeboten teil. Unregelmässig besuchen BewohnerInnen den Gottesdienst. Auf dem Vereinsverzeichnis von Uster stehen 312 Vereine. Diese Ausgangssituation der Separation brachte mich auf die Spurensuche, wo denn die Barrieren und Hindernisse liegen könnten, da nicht mehr Menschen mit Beeinträchtigung in den vielfältigen Angeboten integriert sind.

Bei der Vorbereitung des Vortrags ist mir eine wichtige Erfahrung eingefallen, die ich als junge Frau hatte: Mit 18 Jahren leitete ich eine Turnriege für Mädchen. Im Dorf, in einem sehr ländlichen Gebiet, gab es nicht viele Aktivitäten. Diese Jugi war wohl der einzige Anlass, wo die Mädchen hingehen konnten. An der wöchentlichen Turnstunde nahm auch ein Mädchen mit Behinderung teil. Die anderen Mädchen -ich mag mich noch gut erinnern- wollten sie nie in ihre Spielgruppe wählen. Ja, Ruth -so hiess das Mädchen- war nicht flink und gelenkig. Und



die Spielregeln kannte sie auch nicht auswendig. Wenn aber eines der anderen Mädchen gestürzt war, rannte sie sofort hin und kümmerte sich um sie. Durch stetiges Üben des sozialen Kontakts, den regelmässigen Erklärungen und meiner Beharrlichkeit lernten die anderen Mädchen, dass Unterschiedlichkeiten dazu gehören.

Auch heute verhindern gegenseitige Berührungängste den Kontakt zu Menschen mit Beeinträchtigungen, besonders wenn die allgemeine Schulzeit vorbei ist. Das Leben in einer Institution birgt Chancen, aber auch Grenzen. Die Öffnung dieser muss bewusst angegangen werden.

Der Umgang mit Unterschiedlichkeiten wird zu wenig geübt, umso mehr fehlen Erfahrungen im Alltag, die Unsicherheit bleibt.

Wie soll ich mit jemanden sprechen, der nicht dieselbe Sprache benutzt wie ich? Wie lese ich Emotionen, welche grösser sind, als die, die ich zu zeigen vermag?

Nachbarschaft bietet Beziehung

Sie sehen hier ein Bild von Klee, gemalt wie er das Quartier sieht. Das Thema der Nachbarschaft, des Quartiers ist präsent in Kunst, Literatur und Musik.

Dazu habe ich diese interessante Geschichte gefunden:

Kandinsky und Klee besuchten 1900 gleichzeitig in München die Kunstakademie, ohne sich aber jedoch näher kennen zu lernen. 1908 lassen sie sich im selben Künstlerquartier in München nieder, sie lernen sich erst kennen, nachdem sie von einem Freund bei einer Einladung einander vorgestellt wurden. Erst dann stellten sie fest, dass Kandinsky von seinem Balkon aus, Klee zuwinken konnte.

Die beiden Familien wurden Freunde. Klee und Kandinsky gewannen aus der Freundschaft Ansporn für ihr kreatives Schaffen.

Das Konzept Nachbarschaft vereint geographische und soziale Aspekte. Diese können sich positiv –man findet Freunde- und negativ -die Nachbarn stören-, auswirken. Das Quartier stellt einen gesellschaftlichen Zusammenhang und soziale Zugehörigkeit sicher. Damit aus räumlicher Nähe eine gute Nachbarschaft entstehen kann, braucht es soziale Nähe.



Hier ein Zitat von Klee:

Dieser Kandinsky will eine neue Gemeinschaft von Künstlern zusammenrufen. Ich habe bei persönlicher Bekanntschaft ein gewisses tieferes Vertrauen zu ihm gefasst. ... Zuerst trafen wir uns in einem öffentlichen Lokal der Stadt... Dann verabredeten wir, auf der Trambahn nach Hause, weitere Pflege von Beziehungen.

Quartier als Ort der Begegnung

Kandinsky wählte einen anderen malerischen Ausdruck um Ort und Quartier darzustellen. Wie sieht ihr Quartier aus, in dem Sie leben? Kennen Sie Ihre Nachbarn? Wissen Sie wer in der Strasse wohnt? Gibt es in Ihrer Nähe einen Quartiertreff oder eine Aktivgruppe? Nachbar, Nachbarschaft, Gemeinde und die damit verbundenen Erfahrungen und Zugehörigkeit beschäftigen uns Menschen. Es hilft uns, uns zu orientieren, sich sozial aufgehoben zu fühlen und integriert zu sein.

Zur Bedeutung von „Aktivität“ in Nachbarschaft und Quartier

Mit Aktivitäten meine ich Arbeit, Freizeitgestaltung, Freiwilligenarbeit, es umfasst nachbarschaftliche Mithilfe, wie Laub wischen, musikalische Darbietung am Altermittwoch, arbeiten am Kiosk oder einen Beitrag beim «Chilebasar».

Menschen mit Beeinträchtigungen unterscheiden in erster Linie nicht zwischen bezahlter oder unbezahlter Arbeit, sondern für sie ist jede Teilhabe ein persönlicher Gewinn, geprägt von Freude und Sinn.

Sanberg und Lubs veröffentlichen 2015 eine Studie in der Zeitschrift „Teilhabe“ zu freiwilligem Engagement von Bürgern mit und ohne Beeinträchtigung und die Auswirkung auf die Menschen darauf.



Die Studie wurde mit leitfadengestützten persönlichen Interviews erfasst und untersuchte, warum sich Menschen freiwillig engagieren und wie weit ein Unterschied zu den Menschen ohne Beeinträchtigung hergestellt werden kann.

Es wurden drei Schwerpunkte identifiziert, welche die Motivationsgründe abbildeten. Es konnte dargelegt werden, dass sich Menschen mit und ohne Beeinträchtigung in ihren Motivationsgründen nicht unterscheiden. Menschen mit Beeinträchtigung stehen vor der Aufgabe spezifische Barrieren zu überwinden, was aber mit einem besonderen Unterstützungsbedarf abgedeckt werden kann.

Motivationsgründe für Engagement

Welche Motivationen liegen dem Engagement der Menschen in der Gemeinde, im Quartier und der Nachbarschaft zu Grunde? Was bewegt sie mit zu tun und daran teilzunehmen? Vielleicht leisten Sie auch Freiwilligenarbeit, helfen der Nachbarin oder arbeiten bei einem Verein ehrenamtlich mit? Deshalb werden Sie für sich sicher einige bedeutungsvolle Aspekte erkennen.

Ich möchte folgend auf drei Punkte der Studie eingehen:

1. Zugehörigkeit und Zuwendung

Man trifft auf Geselligkeit, findet Freunde und einen Platz in der Gemeinschaft, man kann Freude teilen, dabei anderen helfen, Freude schenken und andere glücklich machen

2 Wertschätzung und Anerkennung

Das Engagement gibt Sinn, bietet eine Beschäftigung, sorgt für Abwechslung, dabei ist möglich Wertvolles tun. Neues kann angeeignet, eine Herausforderung bewältigt werden, das gibt das Gefühl Erfolg zu haben, gebraucht zu werden und wichtig zu sein. Als Mensch mit Beeinträchtigung ist es möglich, selber Helfer/in und für andere Menschen da zu sein.

3. Selbstwirksamkeit und Wirksamkeit



Durch die Aktivitäten in der Gemeinde wird es möglich, Verantwortung für das eigene Tun zu tragen, sich bewusst für das Engagement zu entscheiden. Es entsteht ein Feld, wo für das eigene Recht und Interesse eingestanden werden kann, Gleichberechtigt können Ziele erreicht, die eigenen Erfahrungen und das Wissen weitergegeben werden.

Teilhabe in Gemeinde und Nachbarschaft

Wenn wir gemeinsam Teilhabe in der Gemeinde / Nachbarschaft offen angehen und fördern, gewinnen die Menschen mit Beeinträchtigung:

Die sozialen Kontakte werden ausgebaut, erweitert,

Soziale Aspekte sind Hauptbeweggründe von Menschen mit Beeinträchtigung, sich zu überwinden und neue und auch unbekannte Aufgaben in Angriff zu nehmen.

Die persönliche Entwicklung wächst

Teilhabe ermöglicht Menschen mit Beeinträchtigung persönliche Entwicklung, neue Gelegenheiten sind Herausforderungen, die aber neue Begegnungen wachsen lassen. Das Lernen von anderen bereichert die eigene Welt.

Erfahrung der eigenen Kompetenzen wird möglich, was ihr Selbstbewusstsein steigert

Die Erfahrung, dass die individuellen Fähigkeiten gebraucht werden, dass die eigenen Kompetenzen für andere wichtig sind, vermittelt Wertschätzung und steigert das Selbstbewusstsein.

Teilhabe ermöglicht, sich ausserhalb der gegebenen institutionellen Strukturen anders zu verhalten und anders zu erleben, es befähigt eine neue Rolle zu übernehmen, wie zum Beispiel: Ich möchte Musikantin sein und an einem Altersnachmittag mit der Drehorgel spielen.

Letztendlich hin zu Verbesserung der Lebensqualität



Bedingungen für ein inklusives Zusammenleben

Um der inklusiven Gesellschaft, eine Forderung der Uno-Behindertenrechtskonvention, Schritt für Schritt näher zu kommen stelle ich folgende Bedingungen auf:

Die Menschen brauchen eine Willkommenskultur:

Es braucht Orte der Begegnung, wie ein Kulturhaus oder ein Quartiertreff, ein gemeinsamer Veranstaltungsort für Kunst, Kultur, Konzert, Ausstellungen, welcher zentral liegen sollte. Die Angebote müssen von und für verschiedene Interessengruppen konzipiert werden und ohne Barrieren besucht werden können.

Menschen brauchen offene Türen:

Es sind Schnittstellen der verschiedenen Lebenswelten zu analysieren, festzuhalten und öffentlich zu machen, damit alternative Lebensräume für Menschen mit Beeinträchtigung zugänglich werden, das heisst bestehende Freizeit- und Vereinsangebote öffnen ihre Türen, verbreiten ihre Angebote. Die individuellen Interessen und Kompetenzen können dort eingebracht werden wo sie gebraucht werden. Überschneidungen ermöglichen erst Begegnung.

Menschen brauchen Toleranz:

Gelebter Alltag bietet Normalisierung und durch regelmässiges Üben verlieren sich die Berührungängste in alltäglichen Begegnungen, wie dem Einkaufen im Quartierladen, Coiffeur-Besuche im Quartier, anstehen an der Post auch wenn es länger dauert, weil man jemand alles erklären muss.

Menschen brauchen Unterstützung:

Um bestehende Berührungängste und Vorurteile auf allen Seiten abbauen zu können, ist es dringend notwendig Beratungsangebote und Assistenzbegleitung zu installieren. Diese helfen Hemmung abzubauen und Sicherheit aufzubauen. Die Gemeindemitglieder brauchen Aufklärung und Erklärung. Die Aufgabe bewusst annehmen, sowohl aus der Sicht der



Institution, als auch aus Sicht der Gemeinde um die Menschen zu befähigen, dass sie teilnehmen, dass sie in Kontakt kommen und sich finden können.

Workshop „Mein Quartier – sich vernetzen“

In der Auseinandersetzung mit dem Thema reifte in mir die Idee heran, dass der Workshop ein inklusiver Workshop werden sollte. Nicht darüber sprechen steht im Vordergrund, sondern die Einladung zum gemeinsamen ersten Tun.

Unsicherheit und Unwissen behindern das Zusammenleben. Bewohnerinnen und Bewohner haben das Bedürfnis nach Kontakt und Austausch. Sie haben ihre eigene Wahrnehmung und Vorstellung für ein Leben im Quartier und in der Nachbarschaft. Wenn wir einander nicht vorgestellt werden, wie Klee und Kandinsky, dann werden wir uns vielleicht nicht kennen lernen, werden uns nicht gegenseitig bereichern und vor allem werden wir nicht erfahren, welche Ideen und Massnahmen für eine inklusive Gesellschaft notwendig sind.

Ich erhoffe mir, dass erste Kontakte geknüpft werden können, vielleicht gibt es einen Wunsch und sie haben das Angebot. Vielleicht lässt sich ein erstes gemeinsames Projekt skizzieren.

Wir haben mit 12 BewohnerInnen einen praktischen, erlebnisreichen inklusiven Workshop vorbereitet. Darin gehen wir den Fragen nach: Wer bin ich? Wo wohne ich? Wer ist mein Nachbar? Was wünsche ich mir im Quartier zu erleben? Was hindert uns daran, dass es nicht gelingt?

Bewohnerinnen und Bewohner sind offen für ein belebtes Miteinander und teilen gerne ihre Ideen, Wünsche und den Kontakt. Sie bringen Neugierde, Mut und Geduld mit. Wir freuen uns!

Danke für Ihre Aufmerksamkeit



Literaturliste:

- Baumgartner, Hoberg, Hopfengart (2015) Klee & Kandinsky Nachbarn Freunde Konkurrenten, gezeigte Bilder aus diesem Bildband
- Capus Alex, Mein Nachbar Urs
- Klaus Theo in Zeitschrift Teilhabe 1/2016 Jg 55 Editorial, Keine «Obergrenzen»! Das Recht auf Teilhabe von Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf
- Lubs Sara Maria, Sanberg Berit, in Zeitschrift Teilhabe 4/2015 Jg. 54, S. 172 – 178 Acht Motive suchen eine Gelegenheit – Freiwilliges Engagement von Menschen mit geistiger Behinderung
- Maier –Michalitsch Nicola, Grunick Gerdhard, (2012) Freizeit Verlag selbstbestimmtes Leben
- Seifert Monika (2010) Kundenstudie – Bedarf an Dienstleistungen zur Unterstützung des Wohnens von Menschen mit Behinderung. Abschlussbericht. Berlin Rhombos
- Theunissen Georg (2012), Lebensweltbezogenen Behindertenarbeit und Sozialraumorientierung, eine Einführung in die Praxis, Lambertus
- Trescher Hendrik in Zeitschrift Teilhabe 1/2016, jg 55, S. 37 -43, Inklusive Freizeitgestaltung für ältere Menschen mit geistiger Behinderung – ein Strukturproblem